

Insel der Nyx  
Die Prophezeiung der Götter



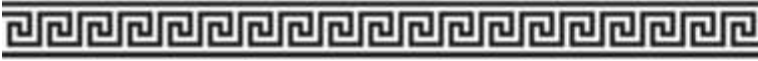
DANIELA OHMS

INSEL DER  
NYX

Die Prophezeiung der Götter

Planet Girl

*Für Finnja und Jasmin  
Die Delfine, der Pegasus und die Nixen sind für euch.  
Aber Vorsicht!  
Manche Kreaturen sind nur deshalb schön,  
um zu verbergen, wie gefährlich sie sind.*



## PROLOG

Arjana wusste nicht, ob sie träumte oder ob es tatsächlich geschah. Ein seltsamer Sog führte sie aus ihrem Bett, brachte ihre Füße dazu, über den warmen Steinboden zu laufen, in dem die Hitze des Tages noch gespeichert war. Das Licht des Mondes drang von draußen herein, eine laue Brise wehte durch den geöffneten Fensterspalt und trug den Geruch von Salz und Sand mit sich. Das Rauschen des Meeres klang gedämpft im Inneren des kleinen Steinhäuschens, doch als sie die Tür öffnete, schlug die Brandung mit einem stürmischen Peitschen gegen die Felsen vor der Bucht.

Aber nicht das Meer lockte sie in dieser Nacht nach draußen. Ihr Blick wanderte den Hügel hinauf zu den schwarzen Wolken, die sich dort über den Klippen zusammenbrauten. In einem wilden Sturm kreisten sie umeinander, türmten sich immer höher auf und konzentrierten sich nur an diesem einen Punkt, während rundherum die Sterne blinzelten.

Arjanas Beine fingen an zu rennen, warmer Sand stob unter ihren Füßen zur Seite und spitze Steine drückten sich in ihre Sohlen. Doch in dieser Nacht spürte sie keinen Schmerz. Was immer sich dort oben versammelte – es wartete auf sie, war

nur gekommen, um mit ihr zusammenzutreffen. Auch sie selbst war nur aus diesem Grund hierher gereist, an den Rand dieses einsamen südkretischen Dorfes, dessen Namen kaum jemand kannte. Sie war kein normaler Mensch, auch wenn sie immer so getan hatte. Und in dieser Nacht, mit den schwarzen Wolken über den Klippen, würde sich der besondere Sinn ihres Lebens endlich erfüllen.

Arjana rannte immer schneller, auf diesen einen Punkt zu, an dem die Wolken umeinanderwirbelten, als wollten sie die Welt in einem Strudel verschlingen. Blitze lösten sich daraus und zuckten über den Klippen. Donner peitschten über das Land und brachen sich an den entfernten Höhenzügen des Ida-Gebirges. Arjana erreichte die Anhöhe und lief zwischen großen Geröllbrocken und niedrigen Büschen über die karge Ebene oberhalb der Klippen. Wie eine riesige Nase ragte der Felsporn in das Meer hinein. Trockenes Gras raschelte unter ihren Füßen und in der Luft knisterte die Elektrizität der Blitze, die immer dichter aufeinanderfolgten.

Es war kein normales Gewitter, kein gewöhnlicher Sturm und die meisten Menschen hätten voller Angst das Weite gesucht. Aber Arjana fühlte, wie sich ein befreiendes Lachen aus ihrer Kehle löste. Dort oben in den schwarzen Wolken lag ihre Herkunft.

Mit dem nächsten Blitz flackerte etwas auf, das sie nie zuvor gesehen hatte: In der Mitte der trockenen Grasebene erhoben sich die Umrisse eines Tempels. Das zuckende Licht zeichnete eine weiße Ruine gegen den schwarzen Hintergrund der Nacht. Hohe Säulen trugen die Reste eines Daches und verbargen eine steinerne Halle in ihrer Mitte. Nur das Tor dieser Halle stand offen und gähnte ihr zu wie ein dunkler Schlund.

Doch vor allem die Säulen des Tempels fesselten ihre Aufmerksamkeit: Jede von ihnen war die Statue eines Gottes oder einer Göttin. Es waren finstere Kreaturen mit dunklen Flügeln, deren Blicke selbstsicher durch die Nacht drangen. Wieder zuckte ein Blitz. Wie auf Kommando färbten sich die Göttersäulen schwarz. Nur das helle Licht spiegelte sich auf dem glänzenden Marmor.

Und dann, für einen winzigen Moment, beruhigte sich das Gewitter. Plötzlich stand Arjana in der Dunkelheit. Der Tempel war verschwunden und vor ihr lag eine weite, karge Ebene. Auch der Donner schwieg und sie hörte nur das Rauschen des Meeres, das unterhalb der Klippen an die Felsen schlug.

Erst mit dem nächsten Blitz flackerte das Bild des Tempels erneut auf. Der Donner dröhnte, lief über die Ebene davon und kam als grollendes Echo von den Bergen zurück.

Ein zweiter Blitz schlug direkt über ihr vom Himmel, blendete sie mit gleißendem Licht und verwandelte sich in einen weißen Adler. Kreischend flog das Tier einen Bogen und kreiste um ihren Kopf.

Arjana blickte zu ihm auf und musste lächeln. Nie zuvor war sie ihrem Vater begegnet. Von ihm stammte also das Gewitter, denn er war der Herr über die Blitze. Es war ein gutes Gefühl, ihn wenigstens heute in der Nähe zu wissen.

Wieder zuckte das Leuchten so dicht über den Himmel, dass die Energie in der Luft vibrierte. Arjana spürte ein Kribbeln in ihrer linken Hand. Sie betrachtete ihren Handrücken, den weißen Blitz darauf, der sich hell gegen ihre sommerbraune Haut abzeichnete. Seit ihrer Geburt trug sie dieses Mal.

Der Adler kreischte erneut, streckte seine Flügel und segelte in einer weiten Spirale über ihrem Kopf.

Arjana bemerkte erst jetzt, dass ihre Schritte langsamer geworden waren. Sie betrachtete die Göttersäulen, die abwechselnd aufflackerten und dann wieder in der Dunkelheit verschwanden. Plötzlich drehte sich einer der Säulengötter und sah ihr entgegen – nur für Sekunden, bevor er von der Nacht verschlungen wurde. Als der nächste Blitz den Himmel erhellte, lehnte ein dunkel gekleideter Mann an der Säule.

Arjana schauderte. Um diesem Fremden zu begegnen, hatte ihr Vater sie also hierher geführt. Sie hob noch einmal den Kopf und sah zu dem Adler auf. Aber er kreischte nur, als wolle er ihr zurufen, dass sie nicht länger zögern sollte.

Mit langsamen Schritten ging sie auf den dunklen Mann zu und blieb direkt vor ihm stehen. Sie konnte sein Gesicht im Schatten der Kapuze kaum erkennen, aber seine Stimme klang sanft, als er sie begrüßte: »Die letzte Erbin des Lichts.« Er streifte seine Kapuze zurück und sah sie an.

Arjanas Blick huschte über sein junges Gesicht, über die schwarzen Locken und die dunklen Augen, die von dichten Wimpern umrahmt wurden. Ihr Herz begann zu rasen, klopfte plötzlich so laut, dass sogar das Grollen des Donners darunter verstummte. Für einen Moment wurde ihr schwindelig. Sie trat einen Schritt zurück und fing sich mit dem Rücken an einer der Säulen.

Der Adler kreiste über dem Tempel, zog seine Spiralen höher und tiefer, während sich sein Geschrei zu ungewöhnlichen Worten formte: »Teig-bleit, Neicht-bleit, eint eich.«

Der Fremde beantwortete das Kreischen mit einem Lächeln. Er strich langsam über den Blitz auf Arjanas Hand und beugte sich so nah zu ihrem Gesicht, dass sein Atem über ihre Wange streifte.



Im nächsten Blitzlicht erkannte Arjana, wie sich drei weitere Gestalten aus den Göttersäulen lösten, wie sie sich zu einem Dreieck formierten und sie beide in ihrer Mitte einschlossen. Es waren Frauen, deren Gesichter unter schwarzen Kapuzen verborgen blieben. Eine von ihnen rieb ihre Finger in einer kreisenden Bewegung aneinander. Arjana erkannte die faltige Hand einer alten Frau – und einen Faden, der sich daraus entspann. Rasend schnell wurde er länger, erreichte den Boden und kroch darauf entlang, geradewegs in ihre Richtung.

Erst jetzt trafen die Lippen des Fremden auf ihre. Während er sie küsste, fühlte sie, wie eine dunkle Energie durch ihren Körper floss.

Die Stimme der alten Frau erhob sich und mischte sich mit dem Grollen des Donners. »Auf dass sich das Blut der verfeindeten Kräfte vereine, um gemeinsam ein neues Leben zu erschaffen.«

Arjana fühlte etwas Dünnes, Langes, das ihre Beine heraufkroch und sich in einer sanften Bewegung um sie und den Fremden herumschlängelte. In dichten Schlingen wand sich der Faden um ihre Körper und band sie immer enger aneinander. Aber Arjana hielt ihre Augen geschlossen. Sie wollte den Kuss fühlen, solange er dauerte, wollte nichts anderes wahrnehmen als das.

Einen Moment später bemerkte sie, dass der Faden aufhörte, sie einzuwickeln. Nur ein leichtes Surren zischte noch durch die langen Fasern.

Arjana öffnete die Augen. Das Garn kroch wieder über den Boden und schlängelte sich an den Beinen der zweiten Frau hinauf. Die schwarze Gestalt ergriff sein Ende und richtete

ihr verhülltes Gesicht in Arjanas Richtung. »So soll das väterliche Erbe der Mutter auf die Tochter übergehen, soll sein Licht sich vereinen mit dem Schatten des Vaters.« Der Faden glitt durch ihre Hände hinab, suchte sich zwischen Geröll und trockenen Gräsern seinen Weg zu der dritten Frau, die anfang zu sprechen, sobald das Garn ihre Hände erreichte: »Auf dass ihre Tochter die Schatten der Nacht zu sich ruft, auf dass sie ihre Kreaturen entfesselt ... und die zornige Übermacht der Dunkelheit zu Fall bringt.«

Eine heftige Windböe flaute auf. Für eine Sekunde schien es, als würden hundert Blitze gleichzeitig vom Himmel schlagen, unzählige Donner vereinten sich und dröhnten in ihren Ohren. Doch die Stimmen der drei Frauen erhoben sich mühelos gegen das Getöse: »*Ein kleines Kind, erschaffen aus Licht und Dunkelheit, so soll es sein!*«

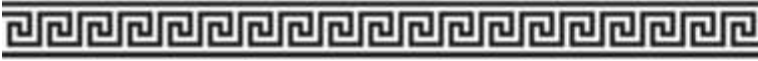
Die Macht ihrer Worte schien in der Luft zu flirren, ein letzter Blitz zuckte am Himmel. Grelles Licht blendete Arjana, stach mit einem heftigen Kribbeln in ihren Kopf und flutete durch ihren Körper. Ihre Augen schlossen sich unter der Wucht – dennoch fühlte sie keine Schmerzen, während die Energie des Blitzes durch ihre Adern jagte. Für einen Moment umschlossen die Arme des Fremden sie noch enger, das Feuer erfasste seinen Körper zusammen mit ihrem.

In der nächsten Sekunde wehte kalte Luft über ihre Haut, fing sich in ihrem Nachthemd und ließ sie frösteln. Als sie ihre Augen öffnete, stand sie allein auf der weiten Ebene, inmitten des Felssporns, der wie eine Nase in das Meer hineinragte. Die letzten Wolken lösten sich auf, bis der Mond und die Sterne vom klaren Himmel strahlten. Arjanas Blick huschte suchend in die Ferne, glitt über die Klippen hinweg

auf das Meer, das sich dahinter erstreckte. Für einen Moment fragte sie sich, ob sie träumte, ob sie schlafgewandelt war und erst jetzt erwachte.

Doch in ihrer Hand kribbelte noch die Energie des Blitzes. Arjana hob sie vor ihr Gesicht und drehte sie im Licht des Mondes. Die weiße gezackte Zeichnung, die sie ihr Leben lang auf ihrer Haut getragen hatte, war verschwunden.





## KAPITEL EINS

Das gleichmäßige Motorengeräusch des Flugzeuges ließ Eleni immer tiefer in ihren Gedanken versinken. Der Druck auf ihren Ohren war während des ganzen Fluges geblieben und hüllte sie in einen dumpfen Wattebausch. Sie hatte ihren Kopf seitlich an die Kopfstütze gelehnt und blickte durch das kleine Fenster hinunter auf das weite Meer, das im Sonnenlicht glitzerte und sich am Horizont wölbte. Nur vereinzelt glitten die Tragflächen des Flugzeuges zwischen kleinen Wölkchen hindurch und erinnerten Eleni daran, wie hoch und wie schnell sie über der Erde dahinrasten. Sie hatten Athen schon längst überflogen, und die kleinen grün-braun getupften Inseln, die sich unter ihnen aus dem Mittelmeer hoben, gehörten ebenfalls zu Griechenland. Bald waren sie an ihrem Ziel.

Eleni wurde das Gefühl nicht los, dass es ihre Schuld war: der ganze Umzug nach Kreta, dass sie nun schon wieder aus Berlin weggingen, obwohl sie dieses Mal nur zwei Jahre dort gewesen waren. Ihre Mutter war Archäologin, eine erfolgreiche noch dazu, und solange Eleni denken konnte, lebten sie abwechselnd in Berlin und in Griechenland. Ihre Mutter

hatte schon auf einigen Ausgrabungsstätten gearbeitet. Wenn möglich wertete sie ihre Projekte danach in Berlin aus. Oft waren sie aber auch in Athen geblieben, weil sie die wertvollsten Funde nicht außer Landes bringen durfte. Ihre Mutter war Halbgriechin und so waren Eleni und ihre Schwester Leándra von Anfang an zweisprachig aufgewachsen. Im Grunde war der Wechsel zwischen den Ländern nie ein Problem gewesen, aber Eleni wusste, dass besonders Leándra darauf gehofft hatte, dieses Mal länger in Berlin zu bleiben. Sie hatte ihre Mutter immer wieder dazu drängen wollen, dass sie in Berlin so etwas wie ihr Basislager errichteten, von dem aus ihre Mutter dann nur für ein paar Monate zu einer Ausgrabung reiste. Die meisten Archäologen machten es so und nahmen ihre Familien nur selten zu einer Ausgrabungskampagne mit. Aber ihre Mutter übernahm fast immer eine leitende Funktion, und da Eleni und Leándra keinen Vater hatten, sondern nur noch eine Oma, wollte sie ihre Töchter auf jeden Fall bei sich haben.

Auch dieses Mal hatte ihre Mutter so getan, als wäre ihr Umzug eine rein berufliche Sache. Aber Eleni wusste, dass sie mit ihrem Projekt in Berlin noch nicht fertig gewesen war. Eigentlich hätte sie noch zahlreiche Ergebnisse ihrer letzten Ausgrabung auswerten müssen und das Buch, das sie darüber schreiben wollte, hatte sie kurzerhand an eine ihrer Kolleginnen abgegeben.

Nein, der wahre Grund, warum sie ihre Zelte in Berlin innerhalb weniger Monate abbrechen und in hektischer Eile nach Kreta zogen, musste Elenis letzte Klassenfahrt sein.

Eleni war immer schon schlafgewandelt, seit sie ein kleines Kind gewesen war. Normalerweise ging ihre große Schwester

Leáandra ihr nach, wenn sie durch das Haus irrte. Manchmal auch ihre Mutter oder ihre Oma. Mindestens eine von ihnen passte auf sie auf, um Unfälle zu verhindern.

Aber auf der Klassenfahrt war niemand da gewesen, der von Elenis nächtlichem Treiben wusste. Niemand, der durchschaute, was mit ihr los war, als sie nachts aufstand und die Kinder in ihrem Zimmer wachrüttelte. Und niemand, dem klar gewesen war, dass sie aggressiv wurde, wenn man versuchte, sie zu wecken.

Zuerst hatten ihre Freundinnen es spannend gefunden, als Eleni sie nachts aus den Betten lockte. Sie hatten an ein heimliches Abenteuer geglaubt, während Eleni sie aus dem Zimmer führte. Der Tumult im Flur hatte auch die anderen Kinder geweckt, bis fast die ganze Klasse Eleni nach draußen gefolgt war. Aber im Wald hinter der Jugendherberge war es ihren Mitschülern dann doch seltsam vorgekommen, und als Eleni zu sprechen begann, war die halbe Klasse in Panik geraten.

Eleni hatte lange gebraucht, um herauszufinden, was sie eigentlich in jener Nacht gesagt und getan hatte. Seit dieser Klassenfahrt hatten sich selbst ihre wenigen Freunde von ihr ferngehalten und so sehr sie auch bemüht gewesen war, mit ihnen zu reden – niemand wollte ihr erzählen, was genau passiert war.

Eigentlich wusste sie es erst, seit sie ein Gespräch zwischen ihrer Mutter und ihrer Oma belauscht hatte. Eleni war an dem Abend noch einmal aufgestanden, um sich etwas zu trinken zu holen, als sie ihre Mutter durch die Wohnzimmertür sprechen hörte. Sie erzählte Oma Greta, dass Elenis Lehrerin angerufen hatte – und einen Moment später sprach sie von

den Ereignissen auf der Klassenfahrt: Eleni hatte den anderen Kindern schreckliche Prophezeiungen gemacht. Sie hatte wie in Trance gesprochen und grausame Bilder von einem Erdbeben geschildert, bei dem Menschen starben. Danach hatte sie von einem Krieg erzählt, der angeblich demnächst in irgendeinem afrikanischen Land beginnen würde.

Schließlich hatte Eleni angefangen, die Kinder direkt anzusprechen: einem Mädchen hatte sie gesagt, sie sollte im Jahr 2020 nicht nach Malta fliegen, sonst würde ihr etwas Schlimmes passieren. Und ihrem besten Freund Fabio hatte sie geraten, am Mittwoch in vier Wochen nicht zur Schule zu gehen, sondern einfach zu Hause zu bleiben.

Den Kindern war Elenis Auftritt schließlich so gespenstisch vorgekommen, dass sie versucht hatten, sie zu wecken. Daraufhin hatte Eleni sie angeschrien. Sie hatte um sich geschlagen und ihnen mit bedrohlicher Stimme zugerufen, sie müssten unbedingt auf sie hören, weil es niemanden sonst gäbe, der sie warnen würde.

Die Angst der Kinder war immer größer geworden, bis sie in die Jugendherberge zurückgelaufen waren und die Lehrerin geweckt hatten.

Eleni schluckte. Für einen Moment schloss sie die Augen. Das Meer und die Tragflächen des Flugzeuges verschwanden hinter einem warmen Orange. Nur dort, wo eben noch das Wasser geglitzert hatte, flirrten jetzt gelbe Flecken unter ihren Augenlidern. Das Flirren wollte sie einlullen, wollte sie in einen tröstenden Schlaf ziehen ...

Hastig riss sie die Augen wieder auf. Sie wollte nicht schlafen. Ihr Schlaf war etwas Sonderbares, etwas, das sie am liebsten vermeiden würde.



Dabei war das, was auf der Klassenfahrt passiert war, noch nicht einmal das Schlimmste: Das Schlimmste war an dem Tag geschehen, an dem die Lehrerin ihre Mutter angerufen hatte, an dem Tag, als Eleni im Flur vor der Wohnzimmertür gestanden und gelauscht hatte. Dieser Tag war ein Mittwoch gewesen, der vierte Mittwoch nach ihrer Klassenfahrt. Nachdem ihre Mutter Oma Greta alles erzählt hatte, was Eleni den Kindern prophezeit hatte, sprach sie plötzlich von Fabio. Er war der eigentliche Grund, warum Elenis Lehrerin angerufen hatte: Fabio war an diesem Tag auf dem Rückweg von der Schule von einem Auto angefahren worden. Er war schwer verletzt worden und es war noch nicht klar, ob er überleben würde.

Eleni war aus dem Flur zurück in ihr Zimmer gelaufen. Den Rest der Nacht hatte sie weinend in ihrem Bett verbracht, und am nächsten Tag in der Schule hatten alle sie angesehen, als wäre sie schuld an der Tragödie. Nur weil sie davon gewusst hatte.

Seit diesem Tag hatte sie endgültig keine Freunde mehr. Selbst nachdem sich herausstellte, dass Fabio wieder gesund werden würde, wollte niemand mehr mit Eleni reden.

In der darauffolgenden Woche blieb sie zu Hause. Irgendwann in dieser Zeit erzählte ihre Mutter zum ersten Mal von dem Tempel. Sie breitete ein großes Luftbild auf dem Küchentisch aus, einen engen Ausschnitt von der Südküste Kretas. Es zeigte einen Felssporn, der in das Meer hineinragte und über dem Wasser in einer steilen Klippe abfiel. In der Mitte des Felssporns konnte man die Umrisse des Tempels erkennen, der dort unter der Erde liegen musste. Es war ein Bild, das offenbar im Frühling entstanden war, denn die Landschaft darauf war grün und die Phrygana-Büsche blühten in

üppigen Farben. Doch inmitten des Blütenmeers zeichnete sich ein dunkelgrünes Rechteck ab, auf dem keine einzige Blüte wuchs: die mutmaßlichen Tempelmauern! Über dem Gemäuer konnten die Wurzeln nur flach in die Erde wachsen und die Pflanzen bekamen nicht genug Nahrung, um Blüten zu entwickeln.

Ihre Mutter erzählte, der Tempel sei ein großer Glücksfund. Es gab bereits andere Luftbilder von dem Felssporn, auf dem aber nichts von dem Tempel zu sehen war. Denn anscheinend zeigte er sich wirklich nur im Frühling.

Arjana erklärte, wie schnell sie sich entscheiden musste, bevor jemand anderes die Ausgrabung beantragte – und dass sie deshalb schon bald abreisen mussten. Aber Eleni glaubte ihrer Erklärung nicht so ganz. Sie erinnerte sich noch gut an etwas, das ihre Mutter ein anderes Mal erzählt hatte: Auf den Luftbildern von Griechenland konnte man viele Stellen sehen, an denen sich wahrscheinlich eine Tempelanlage verbarg. Aber viele davon waren noch nicht ausgegraben worden, weil sich erst noch ein archäologisches Institut finden musste, das die Ausgrabung übernahm und finanzierte.

Warum musste ihre Mutter nun also unbedingt zu diesem Zeitpunkt genau diesen Tempel ausgraben? Eleni fiel es schwer, an einen Zufall zu glauben. Und schließlich entdeckte sie sogar einen Beweis für die Lüge ihre Mutter: Auf dem Luftbild stand das Datum, an dem es aufgenommen worden war. Ihre Mutter hatte die meiste Zeit wie zufällig ihre Hand darauf gestützt, aber irgendwann erhaschte Eleni einen Blick: Das Luftbild war bereits mehr als sieben Jahre alt! Also stimmte es nicht, dass der Tempel gerade erst entdeckt worden war.

Doch Eleni sprach mit niemandem über diese Erkenntnis.

»Schläfst du?« Leáandra stieß sie von der Seite an und riss sie aus ihren Gedanken.

Eleni drehte sich zu ihrer Schwester. Erst jetzt wurde ihr klar, dass sie sich wahrscheinlich den ganzen Flug über kaum gerührt hatte.

Leáandra kaute nervös auf ihrem Kaugummi. In ihrem Buch hatte sie offenbar nur wenige Seiten gelesen und ihre roten Chucks scharrtten unter dem Vordersitz hin und her. Obwohl Leáandra in ihren sechzehn Lebensjahren schon unzählige Male sicher gestartet und gelandet war, hatte sie Flugangst.

Eleni schüttelte den Kopf. »Nein, ich schlafe nicht. Ich schaue nur aus dem Fenster.«

Leáandra sah ihr in die Augen, als wollte sie prüfen, ob ihre kleine Schwester womöglich im Schlaf mit ihr redete.

Eleni stieß sie an die Schulter. »Hey, ich bin wirklich wach! Keine Sorge.«

Leáandra lehnte sich in ihrem Sitz zurück. »Dann bin ich ja froh.« Sie blies sich eine Strähne ihrer dunkelblonden Haare aus der Stirn. »Das Letzte, was ich in neuntausend Metern über dem Mittelmeer gebrauchen kann, ist eine schlafwandelnde Schwester, die uns den baldigen Absturz vorhersagt.« Sie grinste Eleni zu, als wollte sie einen Scherz machen.

Aber Eleni zuckte zusammen. Da war es wieder. Selbst ihre Schwester fürchtete sich vor ihrem sonderbaren Schlafverhalten. Seit Jahren war Leáandra diejenige, die am meisten von Elenis Geheimnis wusste, ihre engste Vertraute, der sie so vieles erzählte. Dass es selbst ihr unheimlich war, war vielleicht das Schrecklichste von allem.

Eleni holte tief Luft und versuchte fröhlich zu klingen.

»Ach was! Wenn das Flugzeug ins Meer stürzen würde, hätte ich dir das schon in der letzten Nacht erzählt. Wenn ich erst jetzt damit ankäme, wäre dieses Schlafwandeln ja völlig nutzlos!«

Leándras Lachen klang nervös. »Hoffentlich hast du recht.«

Eleni senkte den Blick. Sie konnte nicht länger so tun, als wäre es ein lustiger Scherz. Plötzlich war es schwer, die Tränen zurückzudrängen. »Fabio hätte nur auf mich hören müssen, dann wäre das mit dem Unfall nicht passiert. Und damals, als das mit dem Gasherd war, da hab ich uns doch allen das Leben gerettet.«

Leándra stieß die Luft aus. Sie sagte nichts, aber Eleni wusste, welche Bilder ihrer Schwester durch den Kopf gingen. Eleni war damals fünf Jahre alt gewesen und konnte sich nicht daran erinnern, aber Leándra war ihr in jener Nacht gefolgt. Mitten im Schlaf war Eleni aufgestanden und zielstrebig in die Küche gelaufen. Ein beißender Gasgeruch hatte den Raum erfüllt. Bis dahin hatte niemand bemerkt, dass der alte Gasherd defekt war. Normalerweise hatte sich das Gas immer abgestellt, sobald die kleine Flamme nicht mehr brannte – aber an diesem Abend offenbar nicht. Schweigend hatte Eleni den Gashahn ausgedreht und das Fenster geöffnet. Danach war sie wieder ins Bett gegangen und hatte weitergeschlafen, als wäre nichts gewesen. Aber ihre Familie hatte den Vorfall nie vergessen.

Die Nase des Flugzeuges senkte sich allmählich. Das Anschlagzeichen leuchtete auf, sie legten ihre Gurte an und Leándra stieß mindestens zweimal pro Minute einen tiefen Seufzer aus. Eigentlich war es ein bisschen absurd: Sie durften nur deshalb ohne erwachsene Begleitung mit dem

Flugzeug fliegen, weil Leándra mit ihren sechzehn Jahren alt genug war, um auf ihre kleine Schwester aufzupassen. Aber eigentlich war Leándra diejenige, die viel dringender eine Begleitperson brauchte.

Eleni blickte wieder nach draußen und beobachtete, wie die Erde immer näher rückte. Schließlich schwenkte die Tragfläche neben ihrem Fenster nach unten, bis ihr Blick steil abwärts ins Meer fiel.

Ein Schauer lief über ihren Rücken. Eine unangenehme Ahnung breitete sich in ihrem Bauch aus und drehte sich von einer Seite auf die andere.

»Diese Kurven hasse ich«, flüsterte Leándra neben ihr und Eleni sah, wie sich ihre Finger in die Armlehnen krallten.

Als das Flugzeug seine Kurve beendete, erschien neben ihnen die Insel, fast schon zum Greifen nah. Das trockene Sommergras leuchtete ockerfarben und dazwischen glänzten die Olivenbäume als grün-silbrige Tupfer.

Eleni rückte noch näher ans Fenster. Für einen Moment suchte sie nach dem Felssporn im Meer, sie wollte die rechteckige Formation ausmachen, die auf einen Tempel hindeutete – aber dann wurde ihr klar, dass sie hier an der Nordküste entlangflogen, während ihr Tempel an der Südküste lag. Die Dörfer unter ihnen lebten überwiegend vom Tourismus und die einzigen rechteckigen Formen, die sie erkannte, waren leuchtend blaue Hotelpools.

Die dunkle Ahnung in ihrem Bauch verwandelte sich in ein leises Pochen. Das Gefühl pulsierte immer rhythmischer, immer schneller, während sich das Flugzeug weiter senkte.

»Oh mein Gott, oh Gott, oh Gott, oh Gott ...« Leándras Stimme klang panisch.

Eleni griff nach ihrer Hand und hielt sie fest. Gleichzeitig starrte sie auf den Berg, der sich plötzlich direkt neben ihnen erhob. Eine silbrige Straße wand sich darum, so nah, als müssten die Tragflächen jeden Moment über die Dächer der Autos streifen. Das ganze Flugzeug war bereits so tief, als wollte es tatsächlich vor Heraklion ins Meer stürzen.

Für einen Moment hielt Eleni die Luft an. Die dunkle Ahnung tobte in ihrem Bauch. Plötzlich wusste sie, woher die Ahnung kam: Etwas wartete auf dieser Insel, etwas, das zu ihr gehörte.

Für einen Moment fürchtete sie, dass vielleicht auch ihre Gedanken eine übergroße Macht besaßen und sie nur über einen Absturz nachdenken musste, damit er tatsächlich geschah.

Vielleicht hatte sie auch Fabios Unfall erst mit ihrer Prophezeiung heraufbeschworen? Wer konnte das schon wissen? Womöglich hatten die anderen Kinder recht und es war besser, sich von ihr fernzuhalten.

In der nächsten Sekunde setzte das Flugzeug auf, und direkt unter ihnen, wo bis gerade noch das Meer geglitzert hatte, war jetzt die Landebahn.

Ihre Mutter holte sie am Flughafen ab und fuhr sie mit dem Auto in Richtung Süden. Die Fahrt dauerte mehr als eine Stunde. Sie durchquerten die Berge, und Eleni konnte ihren Blick nicht von der Landschaft lösen. Die Straße wand sich um die Berge herum und ihr Blick streifte von oben über riesige weite Täler. Die ganze Insel schien mit silbrig-grünen Olivenbäumen bewachsen zu sein. Sie zogen ein gleichmäßiges Muster durch die Täler, grüne runde Punkte auf gelblichem

Gras. Selbst die Berghänge waren auf diese Weise gemustert, als wollten die Kreter keinen Platz in ihrem fruchtbaren Tal verschwenden. Manchmal fanden sich Weinfelder zwischen den Olivenhainen und an einigen Stellen leuchtete die eisenrote Erde eines frisch gepflügten Ackers. Dann wieder reflektierte die Sonne auf den Dächern von Gewächshäusern und in der Ferne lugten schließlich doch noch die kahlen Gipfel von hohen Bergen hervor.

Eleni konnte sich kaum an den Bildern sattsehen, die wie ein Film an ihr vorbeiliefen. Manchmal schlug ihre Mutter vor, einen kleinen Abstecher zu machen, um ein Kloster oder eine Ausgrabungsstätte anzusehen – aber Leándra entgegnete nur, dass sie endlich ankommen wolle, und Eleni war froh, wenn sie einfach nur stumm diesen Film betrachten konnte. Hin und wieder kamen sie durch kleine Bergdörfer, in denen ihre Mutter das Auto durch enge Gassen lenken musste. Die Häuser sahen sich alle sehr ähnlich: zweistöckige, schmale Gebäude mit flachen Dächern, von denen die weiße Farbe bereits ein wenig abblätterte. Die Fenster waren vor der Sonne mit Fensterläden verschlossen, und oft gab es lange Balkone, die im ersten Stock um die Häuser herumliefen. Meistens drängten sich die Häuser zu mehreren aneinander. Aber überall, wo zwischen ihnen ein wenig Platz war, lagen kleine Gemüsegärten mit gedrungenen Obst- und Olivenbäumen. Oder die Freiflächen waren zu kleinen Tiergehegen eingezäunt, auf denen Ziegen und Esel grasten oder Hühner im trockenen Sand scharren.

Im Anblick der bunten Bilder gelang es Eleni wenigstens für kurze Zeit, das dunkle Gefühl zu verdrängen, das immer noch durch ihren Bauch rumorte.

Doch als sie immer näher auf die Südküste zukamen und die Berge vor ihnen so aussahen, als müsste dahinter bereits das Meer liegen, ließ sich das dumpfe Drücken nicht länger verleugnen. Hinter den gelben trockenen Berggipfeln wartete ihr Ziel.

»Du bist so still heute.«

Eleni zuckte zusammen. Sie begegnete dem Blick ihrer Mutter im Rückspiegel. Ihre braunen Augen erschienen sanft und Eleni erkannte ein seltsames Glitzern darin. Sie bemerkte es in letzter Zeit immer häufiger, und sie wurde das Gefühl nicht los, dass ihre Mutter ziemlich genau wusste, was in ihr vorging.

»Ja. Sie ist so still wie ein Geist.« Leándra klang noch immer nervös. »Sie hat im Flugzeug auch die ganze Zeit aus dem Fenster gestarrt, und ich dachte schon, sie wäre eingeschlafen.« Leándra drehte sich auf dem Vordersitz um und sah zu Eleni. Ihre Stimme wurde leise: »Wird irgendwas Schlimmes passieren?«

Eleni schauderte. »Ich weiß es nicht«, flüsterte sie.

»Also ja.« Ein Schatten huschte über Leándras Augen.

Eleni zuckte mit den Schultern und wandte ihren Blick aus dem Fenster. Leándra sollte endlich aufhören, sie nach ihren Ahnungen zu fragen. Wenn es irgendeinen Weg gäbe, diese schreckliche Fähigkeit wieder loszuwerden ...

Doch es gab keinen Weg.

Plötzlich konnte sie nicht länger aus dem Fenster sehen. Sie musste endlich wissen, ob ihre Vermutungen richtig waren: »Wir ziehen wegen mir um, oder? Weil alle Angst vor mir haben. Damit mich die Kinder nicht jagen wie eine Hexe.« Eleni suchte im Spiegel nach dem Blick ihrer Mutter.



Aber Arjana lenkte das Auto ungerührt in die nächste Kurve. Sie fuhren in Serpentinien einen kleinen Berg hinauf, der so aussah, als wäre hier die Welt zu Ende.

Eleni wurde allmählich wütend. Ihre Mutter wusste etwas, sie hatte Erklärungen, die sie vor ihr geheim hielt, da war sie sich sicher. »Aber glaubst du wirklich, dass sie sich nicht mehr an mich erinnern, wenn dieses Erdbeben stattfindet oder wenn dieser Krieg in Afrika ausbricht oder wenn Svenja im Jahr 2020 auf Malta irgendetwas Schlimmes passiert? Dann werden sie doch noch ganz genau wissen, was ich in dieser Nacht gesagt habe, meinst du nicht?«

Endlich blickte Arjana wieder in den Rückspiegel, wenn auch nur für eine Sekunde. »Ja, sie werden sich bestimmt noch daran erinnern. Aber sie werden dann nicht mehr wissen, wo sie dich finden können.«

Eleni biss sich auf die Unterlippe. Also hatte sie mit allem recht. Ihre Mutter wollte sie in Sicherheit bringen. »Und was, wenn es hier wieder passiert? Wenn ich den griechischen Kindern auch in irgendeiner Nacht etwas Furchtbares prophezeie? Ziehen wir dann wieder um? Was, wenn das schon morgen passiert oder nächste Woche?«

Arjana nahm zwei oder drei Anläufe, ehe sie antwortete: »Unser Haus liegt sehr einsam. Niemand wird mitbekommen, wenn du nachts nach draußen läufst. Also hoffen wir, dass es so schnell nicht wieder passiert. In Ordnung?«

Eleni hielt den Atem an. Sie wusste nicht, ob ihr das reichte. Auf etwas zu hoffen, war in der Regel nicht gerade der beste Plan.

»Wow!« Leándra durchbrach ihre Gedanken. Sie lehnte sich über das Armaturenbrett und starrte nach draußen.

Im selben Moment sah Eleni, was ihre Schwester meinte: Sie hatten die Kuppe des Berges überquert. Unter ihnen am Berghang war das Dorf erschienen. Es mussten etwa hundert weiße Dächer sein, die ihnen im Sonnenlicht entgegenleuchteten. Sie waren in einer wilden Formation an die Berghänge gebaut, offenbar jedes Häuschen dort, wo es zwischen den Felsen Platz gefunden hatte. Schmale Gässchen wanden sich zwischen ihnen hindurch und führten teils in steilen Treppen den Berg hinauf.

Arjana hielt das Auto an und für einen Moment genossen sie die Aussicht: An zwei Seiten ordneten sich die weißen Steinhäuschen um einen hellen Sandstrand. Es war eine gemütliche, kleine Bucht, an der dritten Seite umrahmt von einer felsigen Landzunge, die als Wellenbrecher ins Meer gebaut war. Ein Kai führte daran entlang, an dem bunte Fischerboote im Wasser schaukelten. Doch am schönsten fand Eleni die Tamarisken. Sie liebte die kleinen Bäume, deren Zweige so aussahen wie lange grüne Federn. Sie boten einen angenehmen Schatten, und wenn sie so wie hier am Strand standen, konnte man den ganzen Sommer darunter verbringen. Offenbar fanden das auch die Menschen, die hier wohnten, denn die Tamarisken säumten den gesamten Strand, bildeten an manchen Stellen kleine schattige Gruppen und neigten sich über die Terrasse einer Taverne.

Arjana deutete aus dem Fenster. »Darf ich vorstellen: Agia Vasiliki. Unser neues Zuhause.«

»Gibt es hier auch Leute in unserem Alter?« Leándras Begeisterung schien bereits nachzulassen. »Oder sitzen hier nur alte Fischer bei einem Gläschen Ouzo zusammen.«

Arjana lachte. »Keine Sorge. Es gibt ein paar nette Jugend-

liche in eurem Alter.« Sie lächelte Leándra zu. »Und die werden sich bestimmt freuen, dass ihr jetzt da seid und ihnen Gesellschaft leistet. Soweit ich das bislang mitbekommen habe, sind auch ein paar hübsche Jungs dabei!«

Leándra warf ihrer Mutter einen bösen Blick zu. Den letzten hübschen Jungen, in den sie sich verliebt hatte, hatten sie in Berlin zurückgelassen. Aber davon wusste ihre Mutter nichts, nur Eleni hatte sie irgendwann von ihrem Schwarm erzählt.

Eleni musste ihre Schwester ablenken, bevor sie länger über dieses Thema nachdachte. »Welches ist denn unser Haus?« Sie zeigte auf die erste Reihe der Häuser. Sie lagen nur knapp oberhalb des Strandes und besaßen Terrassen, von denen man aufs Meer blicken konnte. »Eines von denen würde mir gefallen.«

Arjana schüttelte lachend den Kopf. »Nicht ganz.« Sie deutete mit dem Arm aufwärts, aus dem Dorf hinaus, bis zu einer Hochebene, die sich oberhalb der Häuser anschloss. Eleni betrachtete die Ebene, die in das Meer hineinragte und in steilen Klippen über dem Wasser abfiel. Ganz vorne auf der Landspitze stand ein einzelnes Haus und blickte über den Rand der Klippen auf das Meer hinaus.

»Das da?« Leándra piffte durch die Zähne und ihr Ärger schien tatsächlich zu verfliegen.

Aber Eleni fühlte sich seltsam. Ein eigenartiger Schwindel zog durch ihren Kopf und die Haut an ihrem Hinterkopf kribbelte. Dort oben auf der Hochebene befand sich das, weshalb sie hier waren: ein Rechteck im Bewuchs der Pflanzen, ein verschütteter Tempel, den ihre Mutter ausgraben wollte. Doch nicht nur das bereitete ihr Unbehagen. Auch das Pro-

fil des Berges erschien ihr sonderbar. Nur der Teil, der neben dem Dorf ins Meer hineinragte, war oben zu einer Ebene abgeflacht. Dahinter, zum Landesinneren hin, erhob sich ein steiler Berg. Wenn man es von hier aus betrachtete, ragte der Felsporn ins Wasser wie eine lange Nase und der Berg erhob sich dahinter wie die Stirn eines Menschen. Alles in allem sah es aus wie ein riesiger Menschenkopf, der auf das Meer hinausschaute.

Das Haus, in dem sie von nun an leben würden, war etwas Besonderes. Nicht nur die Wände bestanden aus offenen Bruchsteinen – auch die Möbel waren zum Teil aus Steinen gemauert: die Regale und Schränke, die säulenförmigen Beine unter dem hölzernen Küchentisch, selbst die Badewanne war in Stein eingelassen. Aber am besten waren die gemauerten Felsnischen in den Schlafzimmern, in denen sich die Betten versteckten.

Vor allem das Zimmer, in dem Leándra mit Eleni einzog, sah aus wie eine Höhlenformation. Ihre Mutter hatte jedem von ihnen ein eigenes Zimmer angeboten. Aber Leándra wollte es nicht. Sie hatte immer mit Eleni in einem Zimmer geschlafen und auch hier in ihrem neuen Zuhause wollte sie ihre kleine Schwester auf keinen Fall allein lassen. Jemand musste bei ihr sein, wenn sie schlafwandelte, um sie zu beschützen, und um das aufzuschneiden, wovon sie redete.

Fast den ganzen restlichen Tag verbrachten sie damit, ihre Sachen einzuräumen und ihr Zimmer mit ein paar Bildern an der Wand wohnlich zu machen.

Als sie schließlich ins Bett gingen, fühlte Leándra sich eigentlich schon ganz wohl. Aber das änderte nichts daran, dass

sie ihr altes Zuhause vermisste, vor allem die Menschen, die sie in Berlin zurückgelassen hatte.

Stundenlang drehte sie sich in ihrem Felsenbett hin und her und bemühte sich einzuschlafen. Aber ihre Gedanken waren zu aufgewühlt. Noch heute Morgen waren sie in Berlin gewesen, gestern hatte sie die letzten Worte mit Jonas aus der Parallelklasse gewechselt. Er hatte davon gesprochen, dass er seine Eltern überreden wollte, im nächsten Jahr Urlaub auf Kreta zu machen – im *nächsten* Jahr.

Bis dahin würde er sie längst vergessen haben. Leándra kannte das schon. Bei ihrem vorigen Umzug war sie zwar nicht verliebt gewesen, aber auch Freundschaften hielten sich meistens nicht sehr lange, wenn man voneinander getrennt war.

Die halbe Nacht versuchte Leándra sich einzureden, wie gut es war, dass aus der Liebesgeschichte zwischen ihnen bis jetzt kaum etwas geworden war. Aber es nutzte nichts. Sie musste sich immer wieder auf die Lippen beißen, um nicht zu weinen – bis es irgendwann zu spät war und die Tränen dennoch warm und leise über ihr Gesicht liefen.

Leándra wollte nicht weinen! Sie musste endlich an etwas anderes denken! Um sich abzulenken, richtete sie sich halb auf, stützte den Kopf in ihre Hand und sah zu Elenis Schlafhöhle hinüber. Der Atem ihrer Schwester klang so gleichmäßig, als würde sie schlafen. Aber das schwache Licht des Mondes drang nicht in die gemauerte Felsnische vor und es war zu dunkel darin, um etwas zu erkennen.

Eleni hatte heute zum ersten Mal ausgesprochen, was seit ein paar Monaten im Raum stand. Dass sie wegen ihr umzogen, weil ihre sonderbare Gabe so auffällig geworden war

und weil die Kinder anfangen, sie zu verfolgen. Leáandra hatte es selbst erlebt.

In Berlin waren sie beide auf dasselbe Gymnasium gegangen, und bevor das auf der Klassenfahrt geschehen war, hatte Leáandra ihre kleine Schwester fast immer in einer munteren Gruppe von Dreizehnjährigen gesehen.

Doch in den letzten Monaten war Eleni auf dem Schulhof allein gewesen und Leáandra hatte so manches Mal beobachtet, wie ihre Freunde ihr auswichen. Irgendwann, als Leáandra und Eleni am Frühlingsanfang zusammen in der Eisdiele saßen, war dort gleich eine ganze Horde von Elenis Mitschülerinnen aufgetaucht. Sie alle hatten sich abgewandt, als sie Eleni entdeckten, hatten tuschelnd die Köpfe zusammengesteckt und ihr finstere Blicke zugeworfen.

Leáandra hatte Mitleid mit ihrer jüngeren Schwester. Eleni hatte nie jemandem etwas zuleide getan, selbst sie beide stritten sich erstaunlich wenig, wenn man es mit anderen Schwestern verglich.

In der Eisdiele hatte Eleni sich nichts anmerken lassen, aber am Abend hatte Leáandra gehört, wie sie leise in ihr Kopfkissen geweint hatte.

Für Eleni war es besser, dass sie hierher gekommen waren. Hier hatten sie die Chance, neu zu beginnen. Außerdem schien Agia Vasiliki ein nettes Fischerdorf zu sein. Sie wohnen jetzt dort, wo andere Urlaub machten, konnten jeden Tag im Meer baden, und wenn es tatsächlich ein paar Jugendliche im Dorf gab, würden sie bestimmt auch Freunde finden.

Irgendwann, nachdem sich Leáandras Gedanken beruhigt hatten, schlief sie wohl doch noch ein – zumindest war das ihr erster Gedanke, als sie aus dem Schlaf aufschreckte.

Jemand hockte in ihrer Schlafhöhle!

Leáandra zog die Decke enger an sich und blickte in das dunkle Gesicht ihrer Schwester. Elenis Augen waren fast schwarz in der Nacht. Am Tag waren ihre dichten Wimpern und die dunkelbraunen Augen so hübsch, dass Leáandra sich manchmal kaum davon losreißen konnte. Aber jetzt lag ein dämonischer Schatten über Elenis Augen. Ihre dunklen Locken standen in einer zerzausten Wolke um ihren Kopf und fielen lang über ihre Schultern. Ihr Blick glitt durch Leáandra hindurch und kam erst in weiter Ferne zur Ruhe. Eleni sah aus, als würde sie in eine Welt blicken, die kein normaler Mensch wahrnehmen konnte.

Leáandra fröstelte. Ihre Schwester schlief, und das, was hier auf dem Bett saß, war nur ihr Schatten, der dunkle Teil von ihr, der mehr zu wissen schien, als jeder andere Mensch.

»Was ist los?«, flüsterte Leáandra. Für einen Moment hoffte sie, dass Eleni nur ein paar sonderbare Sätze von sich geben würde und dann wieder in ihrem Bett verschwand.

Aber ihre kleine Schwester stand mit unbewegter Miene auf und ging zur Tür.

Leáandra sprang aus dem Bett, ihr Herzklopfen überschlug sich, während sie mit den Füßen nach ihren Hausschuhen tastete. Aber sie fand nichts und Eleni war bereits am Fuß der Treppe angekommen. Ihre Schritte tapsten unten im Flur auf den Fliesen.

»So ein Mist!« Leáandra rannte barfuß aus dem Zimmer, hastete die Treppe hinab. Niemals durfte sie ihre Schwester allein lassen, für keinen Moment. Vor allem nicht, wenn sie hilflos durch die Nacht wandelte. Sie holte Eleni in der Küche ein, kurz vor der Tür, die nach draußen führte.

Eleni ging mit langsamen Schritten, aber so zielstrebig darauf zu, als hätte sie einen Plan für ihre Wanderung.

Leáandra dachte an die Klippen, sie waren kaum zwanzig Meter vom Haus entfernt. Es gab kein Geländer, nicht einmal einen kleinen Wall, der einen daran hindern würde, dort hinunterzustürzen.

Leáandra wollte ihrer Schwester Warnungen zurufen, wollte sie wecken und wieder in ihr Bett schicken. Aber sie wusste, dass es sinnlos wäre: Eleni wachte nicht auf, und wenn, dann war sie entweder verwirrt oder extrem wütend. Leáandra dachte daran, welche Kraft ihre kleine Schwester entwickelte, wenn man versuchte, sie festzuhalten, und sie konnte nur hoffen, dass Elenis Ziel nicht die Klippen waren.

Wie hatte ihre Mutter nur ein Haus kaufen können, das an so einer gefährlichen Stelle lag?

Eleni öffnete die Haustür, trat nach draußen – und fing an zu rennen.

»Halt!« Leáandra schrie, stürmte aus der Haustür und fand ihre Schwester mindestens dreißig Meter entfernt. Sie lief nicht zu den Klippen, jedenfalls nicht zu den nächstliegenden. Eleni rannte über die offene Hochebene, in die Richtung, in der die Ausgrabungsstätte des Tempels lag. Rechts von ihr türmte sich der Berg auf, der die Hochebene zum Landesinneren begrenzte, und warf im Licht des Mondes einen tiefen Schatten über Elenis rennende Gestalt.

Leáandra setzte ihr nach. Die Angst pulsierte durch ihre Adern. Auch hinter dem Tempel gab es Klippen! Was, wenn Eleni nicht anhielt, wenn sie weiterrannte, bis sie dort hinten in die Tiefe stürzte?

Nie zuvor war Leáandra so schnell gelaufen, spitze Steine



stachen in ihre nackten Füße, aber die Panik betäubte den Schmerz und ließ sie immer schneller werden.

Eleni war in der Ferne kaum noch auszumachen. Ihr dunkelblaues Nachthemd tarnte sie in der Schwärze der Nacht, im Schatten des Berges. Nur ihre Arme und Beine schimmerten hell. Sie war schnell, so verflucht schnell! Kein anderer Mensch konnte so rennen wie sie.

»Eleni!« Leándra schrie ihr verzweifelt hinterher.

Warum hatte sie nicht nach ihrer Mutter gerufen? Als sie durch den Flur gelaufen waren – warum hatte sie Arjana nicht mit lauten Schreien geweckt, bevor Eleni nach draußen verschwunden war?

Erst als die schmale Gestalt ihrer Schwester wieder näher rückte, erkannte sie, dass Eleni stehen geblieben war. Langsam aber sicher holte Leándra sie ein, kam schließlich nah genug, um zu sehen, dass Eleni inmitten der Ausgrabungsstätte stand. Bislang war es nur ein kahles Rechteck, auf dem der Boden bereits von Steinen, Büschen und Humus befreit war. Der Bagger, der diese Arbeit geleistet hatte, stand noch am Rand der Fläche und schimmerte im Licht des Mondes.

Leándra sprang über das Absperrband, das ihr den Weg versperrte. Direkt neben Eleni kam sie zum Stehen. Für einen Moment wollte sie ihre Schwester in den Arm nehmen. Aber Elenis Blick ruhte noch immer in der Ferne. Sie stand so reglos da wie eine Statue und blickte auf das Meer hinaus. Nur ihr Nachthemd und die schwarzen Locken flatterten im Wind.

»Wer zum Teufel bist du?«, flüsterte Leándra.

Sie hatten niemals erfahren, wer Elenis Vater war. Was auch immer der dunkle Teil war, der sich in ihrer Halbschwester versteckte – er musste von ihm stammen.

»Du willst wissen, wer ich bin?« Eleni sprach beiläufig, so wie sie es immer tat, wenn sie schlafwandelte. »Ich bin ein Kind der Nacht.«

Leáandra schauderte. Ihre Schwester hatte noch nie auf solche Fragen geantwortet. »Heißt das, du weißt, woher du stammst? Wer ist dein Vater?«

Eleni rührte sich nicht, für eine ganze Weile erstarrte sie wieder zu einer Statue, ehe sie doch noch etwas sagte: »Bald wird es beginnen!«

Leáandra wurde kalt. Sie verschränkte die Arme und versuchte sich zu wärmen. »Wovon sprichst du? Was wird beginnen?«

Eine Windböe streifte über die Hochebene, wehte um Elenis Körper und wirbelte die Haare vor ihr Gesicht. »Manche Antworten lassen sich nicht aussprechen. Nur wer sie erfährt, wird sie begreifen.«

Leáandra starrte ihre Schwester an. Ihr schmaler Mädchenkörper erschien ihr plötzlich größer als sonst. Es fehlte nicht mehr viel, dann wäre Eleni so groß wie sie selbst, und Leáandra war sich plötzlich sicher, dass ihre Schwester gestern noch ein paar Zentimeter kleiner gewesen war.

Oder stand sie nur auf einer Erderhebung, die sie größer wirken ließ?

Endlich löste Eleni sich aus ihrer Starre. Sie ging in die Hocke, legte ihre Handflächen auf den Boden und blickte auf das Meer hinaus.

Plötzlich vibrierte etwas unter Leándras Füßen. Es wurde immer stärker, bis ein mächtiges Grollen aus der Ferne des Meeres auf sie zurollte. Es klang wie ein Donner und doch anders, denn es näherte sich nicht durch die Luft ... Auf ein-

mal tobte das Meer an den Klippen unter ihnen, die Gischt schäumte auf und Leándra schien es fast, als würden einzelne Tröpfchen von dort unten bis auf ihre Haut spritzen. In der nächsten Sekunde erreichte das Grollen den Felssporn. Es türmte sich zu einem markerschütternden Brüllen auf, als säße ein Monster unter ihnen in der Erde, das jeden Moment hervorbrechen würde. Der Boden bebte und schwankte, Leándra schrie auf. Mit einem gewaltigen Ruck riss das Beben sie von ihren Füßen. Sie fiel auf die Knie, krallte ihre Hände in den trockenen Boden und konnte nicht aufhören zu schreien.

Eleni war diejenige, die das Monster gerufen hatte, ihre Hände, die noch immer auf der Erde lagen!

»Hör auf damit!« Leándra kreischte. »Hör auf! Eleni!«

Tatsächlich hob Eleni ihre Hände – und plötzlich war es still. Nur die Brandung schwappte unten gegen die Klippen, mit jeder Welle ein kleines bisschen leiser als zuvor, bis sich auch das Meer wieder beruhigt hatte.

*»Hör auf damit! Hör auf! Eleni!«*

Eleni erwachte von dem Geschrei, von einem ohrenbetäubenden Lärm, den sie nicht einordnen konnte. Sie fühlte ein gewaltiges Beben unter ihren Händen, eine dunkle Energie, die aus ihren Handflächen in den Boden strömte. Sie spürte, wie die Energie an etwas zog, so kräftig wie ein riesiger Magnet, der etwas Großes zu sich heranholte.

In der nächsten Sekunde zuckten ihre Hände zurück, lösten sich vom Boden. Ein leiser Schrei entwich ihrer Kehle.

Eleni sprang auf. Wilder Schwindel tobte durch ihren Kopf, riss sie von den Füßen ... Jemand fing sie auf.

Es war Leándra! Eleni spürte die Wärme ihrer Schwester

und klammerte sich an sie. Leándra war da, sie war bei ihr, so wie immer. Eleni drückte ihr Gesicht in die glatten weichen Haare, atmete den vertrauten Geruch und fühlte das Streicheln auf ihrem Rücken.

»Schnst! Es ist vorbei!« Leándras Flüstern wollte sie beruhigen. Eleni hörte die Angst darin, aber der Trost ihrer Schwester wirkte. Mit jedem Pulsieren wurde Elenis Herzschlag langsamer. Ein starkes Kribbeln zog über ihren Hinterkopf und sträubte ihre Haare.

Erst jetzt erkannte Eleni, wo sie waren: auf dem Felssporn über dem Meer, genau an der Stelle, an der der Tempel im Boden schlief. »Was hab ich getan? Was hab ich gesagt?«

Leándra atmete tief ein. Sie schien eine Weile zu zögern, während sie zusammen über die Absperrung kletterten und über die Hochebene zurückgingen. Aber schließlich erzählte sie Eleni, was passiert war.